

"Wir stehen vor einem Berg aus Problemen"

Erzbischof Simon Ntamwana aus der Erzdiözese Gitega/ Burundi hat missio in München besucht. Im Gespräch mit der Online-Redaktion berichtet er sieben Jahre nach Kriegsende von der Situation in seinem Heimatland.

Erzbischof Simon, sieben Jahre nach dem Krieg zwischen Hutu und Tutsi herrscht Frieden in Burundi. Ist der Frieden stabil?

Die Lage in Burundi ist stabil. Die Menschen versuchen, ihr Leben neu zu gestalten. Sie arbeiten tüchtig – in der Wirtschaft und auf dem Bau. Investoren kommen ins Land, neue Bundesstraßen werden gebaut. Die Hauptstadt Bujumbura verändert ihr Gesicht. In Gitega, der zweitgrößten Stadt des Landes und meiner Erzdiözese, sind innerhalb eines Jahres vier neue Viertel entstanden.

Und wie beurteilen Sie die politische Lage?

Auch die Regierung macht Fortschritte [2010 wählten die Burundier das Parlament erstmals frei unter internationaler Beobachtung, Anm.d.Red.]. Seit zwei Jahren gehören wir zur Ostafrikanischen Gemeinschaft. Wir sind auch international nicht mehr isoliert. Die Menschen fassen Vertrauen und viele Flüchtlinge kehren zurück.

Die Mehrheit der Bevölkerung ist noch immer bewaffnet, Flüchtlinge wurden enteignet und stehen vor dem Nichts. Ist der Genozid mit seinen Folgen tatsächlich überwunden?

Nein. Wenn Blut vergossen wurde, kann das nicht so schnell in Vergessenheit geraten. Die Burundier sprechen fast täglich darüber. Über die Wahrheit- und Versöhnungskommission [nach dem Vorbild Südafrikas nach dem Ende der Apartheid geschaffen, Anm.d.Red.] versuchen wir, das Geschehene ein wenig besser zu verstehen und Versöhnung möglich zu machen.

Können sich die Menschen denn schon versöhnen? Es wurden mehr als 300.000 Burundier getötet.

Für mich beginnt Versöhnung bereits im Leid. Wie im Leid und im Tode Jesu, als wir uns mit Gott und mit den Mitmenschen versöhnt haben. Der Mensch liebt und er möchte auch künftig lieben. Weil er diesen Wunsch in sich trägt, kann er sich versöhnen – natürlich Schritt für Schritt.

Woher nimmt ein Mensch die Kraft, sich zu versöhnen anstatt Rache zu üben? Sie selbst haben doch auch Mitglieder Ihrer Familie verloren.

Ja, das stimmt. Ich habe sogar viele Verwandte verloren. Und dennoch: Ich kenne die Menschen, die meine Familie umgebracht haben. Ich habe sie besucht und gefragt: Was habt ihr getan und warum habt ihr das getan? Entsetzt und wortlos sind sie geblieben. Inzwischen haben wir erneut miteinander sprechen können und die Beziehungen sind vom Hass befreit.

Wie verläuft ein solches Gespräch? Wie fühlt es sich an, wenn man vor den Mördern der eigenen Familie steht?

Es war dramatisch! Aber irgendwann kam der Zeitpunkt, an dem wir uns in die Augen geblickt haben.

Nicht jedem Opfer dürfte das gelingen. Welche Hilfestellung bekommen die Menschen?

Zum Beispiel die Unterstützung durch unser Versöhnungswerk „Neues Leben für die Versöhnung“, das wir nach Kriegsende in der Diözese Gitega gegründet haben. Inzwischen gibt es in allen Diözesen eine Niederlassung. Rund 120 Mitarbeiter helfen mit. Wir organisieren Tagungen und Begegnungen, auch mit Jugendlichen in den Schulen. Ein Psychologe und ein Geistlicher sind vor Ort. Die Leute

kommen und erzählen ihre Geschichte. Durch diese „Telling stories“ (nach dem Theologen Bob Schreiter, Chicago School Theology) fühlen sich Opfer und Täter erleichtert. Zudem läuft in Burundi das kirchliche Projekt „Ecoute et Guérison des Mémoires“, das auf denselben Ansatz setzt.

Wie geht es den Menschen, die ihre Geschichte erzählen – und wie geht es Ihnen?

Es ist oft sehr dramatisch! Der Betroffene taucht tief ein in Dinge, die ihm widerfahren sind. Wir hören zu, teilen sein Leid. Das kann mehrere Stunden dauern. Oft laden wir die Menschen im Anschluss dazu ein, ein Treffen mit dem Täter zu wagen. In vielen Fällen waren es ja Nachbarn, Menschen, die man gut kennt. Solche Treffen begleiten wir immer. Anfangs fallen scharfe Worte, Vorwürfe. Aber es ist der Auftakt zu einem Dialog.

An dessen Ende die Versöhnung steht?

So einfach ist es nicht. Es gibt keinen Automatismus. Der Weg, den wir gehen müssen, ist lang – und nicht immer können wir ihn zu Ende gehen. Aber es ist enorm wichtig, es zu versuchen! Sonst nimmt der Kreislauf der Kriege nie ein Ende.

Was Sie anbieten, ist eine Art Mediation. Wie viele Menschen haben Ihre Hilfe und die der Versöhnungsgruppen bislang gesucht?

In den vergangenen drei bis vier Jahren, seit die letzte Rebellen­gruppe in den Friedensprozess eingebunden wurde, haben sich 1.500 Menschen an das Versöhnungswerk gewandt. Rund 20.000 haben mit Hilfe von „Ecoute et Guérison des Mémoires“ einen guten Weg eingeschlagen. Natürlich gibt es Fälle, in denen Menschen so traumatisiert sind, dass zunächst nur Medikamente helfen.

Das Versöhnungswerk und Projekte werden offensichtlich dringend gebraucht. Hatte die Kirche in Burundi nicht genügend Kraft, sich der Nöte der Menschen anzunehmen?

Die Kirche spielt eine sehr große Rolle in der Gesellschaft. 70 Prozent der Burundier sind Katholiken, 25 Prozent Protestanten. Ich würde nicht sagen, dass die Kirche große Macht hat, aber sie kann die Menschen mobilisieren. In den ersten Wochen des Krieges, im Herbst 1993, sind wir auf die Menschen zugegangen und haben mit ihnen gesprochen. Wir haben Hirtenbriefe verfasst, Begegnungen organisiert. Aber dann bildeten sich die Rebellen­gruppen. **Ich behaupte dennoch, dass die Kirche in Burundi das Leid begrenzen konnte** – es hätte auch wie im Nachbarland Ruanda ausgehen können [Experten sprechen von bis zu einer Million Getöteten, Anm.d.Red.].

Und welchen Einfluss hat die Kirche in Burundi heute?

Die Ruhe im Land wackelt ab und an. Es gibt kleine Gruppen in der Bevölkerung, die mit dem Ausgang der Wahlen im Juni 2010 nicht zufrieden sind [Anhänger der Opposition werfen der starken Regierungspartei CNDD-FDD, die aus einer ehemaligen Miliz hervorgegangen ist, Wahlbetrug vor]. Neben internationalen Beobachtern haben auch Vertreter der Kirche die Wahlen begleitet und für fair befunden. Jetzt hat uns die International Crisis Group mit Sitz in Brüssel aufgefordert, zwischen der Regierung und diesen Gruppen zu vermitteln. Wir können einen Runden Tisch organisieren. Die Regierung hört solche Aufforderungen von unserer Seite – aber es ist ihr unangenehm, wenn die Kirche spricht.

Die kritischen Stimmen aus der Bevölkerung sind nicht das einzige Problem. Burundi ist ein kleines Land, es gehört laut Welthungerindex zu den ärmsten der Welt.

Burundi ist das am dichtesten besiedelte Land Afrikas. Mehr als 300 Menschen leben auf einem Quadratkilometer. Der Wirtschaft gilt unser besonderes Augenmerk. Der Arbeitsmarkt muss sich breiter aufstellen. Im Zuge dessen bereiten uns die demographischen Entwicklungen Sorgen. Knapp die Hälfte der Einwohner ist jünger als 15 Jahre. Es gibt Probleme in den Bereichen Bildung,

Ernährung und Gesundheit, dazu kommt die Korruption, die immer noch weit verbreitet ist und vieles kaputt macht. Wir stehen vor einem Berg aus Problemen. Und trotzdem bleibt als wichtigstes Thema der Frieden und die Versöhnung.

Gehört zu einer Versöhnung nicht auch die juristische Aufarbeitung? In Ruanda haben die Vereinten Nationen ein Sondertribunal eingesetzt, in Burundi geht dies nur schleppend voran.

Im Jahr 2000 haben wir mit dem Friedensvertrag von Arusha mehrere Maßnahmen beschlossen. Eine davon besagt, dass wir ein internationales Gericht installieren müssen, um die Verantwortlichen der Bürgerkriege in Burundi zu identifizieren. Aber die Regierung, zu welcher auch ehemalige Täter gehören, befindet sich gerade in ihrer ersten Legislaturperiode. Ich hoffe sehr, dass wir nun beginnen können. Es ist ein weiterer Schritt, um unsere Erinnerung zu reinigen.

Sie befürworten also die juristische Aufarbeitung?

Auf jeden Fall. Aber um etwas aufzuarbeiten, ist die richtige Reihenfolge sehr wichtig. In Ruanda, wo der Völkermord noch verheerender war als bei uns, ist man längst nicht so weit wie in Burundi. Dort gab es zuerst die Gerichte – und bis heute zögern die Menschen, miteinander zu sprechen. Sie trauen sich nur zu flüstern. Wir hingegen haben damit begonnen, offen zu sprechen. Das ist die erste Voraussetzung. Jetzt hoffe ich, dass das Verfahren bald beginnt.

Wie lassen sich denn die lang gehegten kollektiven Vorurteile abbauen?

Verallgemeinerungen sind immer falsch. Was wir mit den Hutu und Tutsi in Burundi haben, ist nur durch eine weite Sicht lösbar. Es gab ja die Beispiele, wo ein Hutu einen Tutsi gerettet hat. Oder dass Tutsi-Kinder gelitten haben, als sie sahen, dass ein Hutu umgebracht wurde. Solche Geschichten bieten uns ein anderes Bild an. Es sind nicht alle Hutu böse, es sind nicht alle Tutsi böse. Viele wurden innerhalb ihrer Gruppen aufgehetzt, manchen standen unter Drogen oder unter einem anderen Leid, das waren dann Kettenreaktionen. Niemand ist einfach nur böse oder einfach nur zu verdammen!

In Vorst dürfen wir Erzbischof Simon Ntamwana zum wiederholten Male als Pilger zum hl. Godehard begrüßen. Er wird am 4. Mai ankommen und am 12. Mai weiterfliegen. Zwischendurch werden außer unseren Vorster Terminen noch Gespräche in Aachen, Neuss und im Sauerland sein.

Diesmal wird es auch einen ersten Besuch in St. Tönis geben. Am Samstag, 7. Mai wird er im Auftrag unseres Bischofs Heinrich 10 Erwachsene firmen — in der hl. Messe um 18:30 Uhr. Deswegen werde ich mit dem Erzbischof erst später auf den Königgalaball kommen können.